

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Charlotte McConaghy



Wo die
Wölfe
sind

Roman

Aus dem Englischen
von Tanja Handels

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Deutsche Erstausgabe

Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
»Once There Were Wolves« bei Flatiron, New York.

© Charlotte McConaghy

Published by arrangement with FLATIRON BOOKS.

All rights reserved.

Dieses Werk wurde im Auftrag von FLATIRON BOOKS
durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH,
30161 Hannover, vermittelt.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2022 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,

D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-397100-2

Wir waren acht Jahre alt, da schnitt mein Vater mich auf, von der Kehle bis zum Bauch.

Sein Arbeitsschuppen lag mitten im Wald, in der Wildnis British Columbias, es war staubig dort, und es stank nach Blut. Er hatte Tierhäute zum Trocknen aufgehängt, sie streiften uns an der Stirn, als wir zwischen ihnen hindurchkrochen. Ich schauderte schon damals, während Aggie, direkt vor mir, durchtrieben grinste, sie war so viel mutiger als ich. Ganze Sommer über hatte ich wissen wollen, was in diesem Schuppen vor sich ging, aber jetzt wollte ich plötzlich nur noch weg.

Er hatte einen Hasen gefangen, und obwohl er uns mit durch den Wald pirschen ließ, hatte er uns den eigentlichen Akt des Tötens immer vorenthalten.

Aggie konnte es nicht abwarten, und in ihrer Hast trat sie gegen ein Fass mit Salzlake, ihr Fuß tat einen dumpfen, hallenden Schlag, den auch ich am Fuß spürte. Dad blickte auf und seufzte. »Wollt ihr das wirklich sehen?«

Aggie nickte.

»Seid ihr denn auch darauf vorbereitet?«

Sie nickte wieder.

Ich sah den pelzigen Hasen und die vielen Messer. Das Tier rührte sich nicht mehr; es war schon tot.

»Dann kommt mal hier rüber.«

Wir stellten uns rechts und links neben ihn, unsere Nasen reichten gerade über den Arbeitstisch. Von hier aus sah ich die vielen schönen Farben des Hasenfells, Rostbraun und dunkles Orange, warmes Creme und Grau und Weiß und Schwarz. Ein Kaleidoskop aus Farben, nur dazu da, nahm ich an, das Tier unsichtbar zu machen und vor genau diesem Schicksal zu bewahren. Armer Hase.

»Versteht ihr, warum ich das tue?«, wollte Dad von uns wissen.

Wir nickten beide. »Für ein nachhaltiges Leben«, sagte Aggie.

»Und was heißt das? Inti?«

»Wir jagen nur, was wir wirklich brauchen, und geben dem Ökosystem etwas zurück, außerdem bauen wir unser Essen selber an und leben so eigenständig, wie wir können«, sagte ich.

»Genau. Und darum erweisen wir diesem Lebewesen jetzt auch die Ehre und danken ihm dafür, dass es uns nährt.«

»Vielen Dank«, wiederholten Aggie und ich folgsam. Ich hatte den Eindruck, dem Hasen war unsere Dankbarkeit herzlich egal. Im Stillen leistete ich betrübt Abbitte. Aber dabei kribbelte es die ganze Zeit in meinem Bauch, tief drinnen. Ich wollte weg. Das hier war Dads Reich, die Felle, die Messer und das Blut, dieser Geruch, der ihn ständig umgab, es war immer schon sein Reich gewesen, und wenn es nach mir ging, sollte das auch so bleiben; mir kam es vor, als hätten wir die Tür zu einem dunkleren Ort geöffnet, einem grausameren, einem *Erwachsenenort*. Ich hatte keine Ah-

nung, warum Aggie unbedingt dorthin wollte, aber wenn sie es wollte, dann musste ich auch bleiben. Wohin Aggie ging, folgte ich ihr.

»Bevor wir ihn essen, müssen wir ihn zuerst häuten. Sein Fell werde ich gerben, damit wir es weiterverwenden oder verkaufen können, und anschließend verzehren wir das ganze Tier, damit ...?«

»Kein Abfall entsteht«, ergänzten wir.

»Und warum muss das so sein?«

»Weil Abfall der Erzfeind unseres Planeten ist«, antworteten wir.

»Mach schon, Dad«, quengelte Aggie.

»Nun gut, als Erstes machen wir einen Schnitt von der Kehle bis zum Bauch.«

Die Spitze seines Messers drückte sich in das Fell am Hals des Hasen, und ich merkte, dass ich einen Fehler gemacht hatte. Bevor ich die Augen zukneifen konnte, öffnete das Messer auch mir die Kehle, zerschnitt mir mit einer raschen, fließenden Bewegung die Haut bis hinunter zum Bauch.

Ich fiel schwer zu Boden, aufgetrennt und triefend. Es fühlte sich so echt an, ich war überzeugt, dass da Blut war, und ich schrie und schrie, und jetzt schrie auch Dad, das Messer fiel ihm runter, und Aggie fiel zu Boden und zog mich fest an sich. Ihr Herzschlag an meinem. Ihre Finger, die mir rhythmisch auf die Wirbelsäule trommelten. Und in ihren mageren Armen war ich wieder heil. Wieder ich selbst, ganz ohne Blut und sogar unverwundet.

Ich hatte immer gewusst, dass mit mir etwas anders war, aber an dem Tag begriff ich zum ersten Mal, dass es gefähr-

lich sein konnte. Und es war auch der Tag, an dem ich, als ich aus dem Schuppen gestolpert war, hinaus in die tiefe, violette Dämmerung, zur Baumgrenze hinüberschaute und meinen ersten Wolf erblickte. Und er erblickte mich.



Jetzt, in einem ganz anderen Winkel der Welt, lastet die Dunkelheit schwer, und ich höre die Tiere ringsum atmen. Ihr Geruch hat sich verändert. Er ist immer noch warm und erdig, aber jetzt mit einer Moschusnote; das heißt, dass sich Angst hineinmischt, und das wiederum heißt, eines von ihnen ist aufgewacht.

Die goldenen Augen finden gerade Licht genug, um aufzuleuchten.

Nur ruhig, beschwöre ich sie stumm.

Es ist Wölfin Nummer Sechs, die Rudelmutter, die mich von ihrem Metallkäfig aus beobachtet. Ihr Fell ist hell wie der Winterhimmel. Ihre Pfoten wussten bisher nicht, wie sich Stahl anfühlt. Wenn ich könnte, würde ich ihr dieses Wissen wieder nehmen. Es ist so eine kalte Lektion. Mein Instinkt drängt mich, sie mit sanften Worten oder einer liebevollen Berührung zu beruhigen, aber gerade meine Anwesenheit macht ihr ja am meisten Angst, deshalb lasse ich sie in Frieden.

Behutsam schleiche ich an den anderen Käfigen vorbei in den hinteren Teil des Anhängers. Die Scharniere der Rolltür entlassen mich mit einem Ächzen in die Freiheit. Meine Sohlen kommen knirschend am Boden auf. Ein gespensti-

scher Ort, diese Nachtwelt. Ein Teppich aus Schnee reckt sich nach dem Mond, leuchtet für ihn. Nackte, silberumhüllte Bäume. Mein Atem wird zu Wölkchen.

Ich klopfe ans Fahrerfenster, um die anderen zu wecken. Sie haben sich zum Schlafen ins Führerhaus des Lasters gelegt, jetzt blinzeln sie mich benommen an. Evan hat sich eine Decke übergelegt; ich spüre ihren kratzigen Rand an meinem Hals.

»Sechs ist wach«, sage ich, und sie wissen, was das heißt.

»Das wird nicht gut ankommen«, meint Evan.

»Sie brauchen's ja nicht zu erfahren«, sage ich.

»Anne flippt aus, Inti.«

»Scheiß auf Anne.«

Ursprünglich hätte die Presse hier sein sollen, eine Abordnung der Regierung, Institutsvorstände und bewaffnetes Sicherheitspersonal; es hätte ein Paukenschlag werden sollen. Stattdessen hemmt uns jetzt ein Eilantrag in letzter Sekunde, der nur dazu dient, uns so lange aufzuhalten, bis uns die Tiere durch den Dauerstress der Reise wegsterben. Unseren Gegnern wäre es am liebsten, sie im Käfig zu halten, bis ihr Herz den Dienst versagt. Aber das werde ich nicht zulassen. Und so stehen wir uns jetzt zu viert – drei Biologen und eine Tierärztin – im Mondlicht mit unserer kostbaren Fracht in den Wald. Still und unbeobachtet. Ohne Genehmigung. Ganz so, wie es von Anfang an hätte sein sollen.

Der Laster kann nicht mehr weiter, also gehen wir zu Fuß. Den Käfig von Nummer Sechs nehmen wir als ersten, Niels und ich fassen je eine der hinteren Ecken, der bullige

Evan stemmt den vorderen Teil allein. Amelia, unsere Tierärztin und die einzige Einheimische unter uns, wird bei den anderen beiden Käfigen zurückbleiben und Wache halten. Bis zum Freigehege ist es ein knapper Kilometer, und der Schnee ist tief. Sechs gibt keinen Laut von sich, bis auf ein leises Hecheln, das von ihrem Unbehagen zeugt.

Der Ruf eines Eistauchers erklingt, prägnant und schön.

Ob er sie wohl aufstört, frage ich mich, dieser einsame Schrei in der Nacht, ob sie den gleichen uralten Ruf darin erkennt, den sie von sich gibt? Sie reagiert jedenfalls nicht darauf, zumindest nicht so, dass ich es verstehe.

Es dauert eine gefühlte Ewigkeit, bis wir das Gehege erreichen, aber schließlich sehe ich die Umzäunung aus Maschendraht ringsherum. Wir stellen den Käfig mit Sechs darin gleich hinter dem Tor ab und gehen zurück, um die anderen beiden Tiere zu holen. Ich lasse sie nicht gern so unbewacht zurück, aber es weiß ja kaum jemand, wo im Wald die Gehege sich befinden.

Als Nächstes tragen wir Nummer Neun hin, einen männlichen Wolf. Ein gewaltiges Kaliber, der zweite Weg ist also anstrengender als der erste, aber immerhin ist der Wolf noch nicht aus seinem Schlaf erwacht, das ist viel wert. Das dritte Tier ist Nummer Dreizehn, ein weiblicher Jährling. Sie ist die Tochter von Sechs und leichter als die ausgewachsenen Tiere, und auf diesem letzten Gang hilft auch Amelia mit. Als wir Dreizehn ins Gehege getragen haben, dämmert es bereits; Erschöpfung macht sich in meinen Gliedern breit, aber es ist auch Aufregung und Sorge dabei. Fähe Nummer Sechs und Rüde Nummer Neun sind sich noch nie begegnet.

Sie stammen nicht aus demselben Rudel. Trotzdem bringen wir sie jetzt in ein Gehege, in der Hoffnung, dass sie Gefallen aneinander finden. Wir brauchen Zuchtpaare, sonst kann das alles nicht funktionieren.

Ebenso gut ist es aber möglich, dass sie einander totbeißen.

Wir öffnen die drei Transportkäfige und verlassen das Gehege.

Sechs, als Einzige ganz bei Bewusstsein, rührt sich erst, als wir uns so weit zurückgezogen haben, wie es geht, ohne sie aus dem Blick zu verlieren. Unser Geruch missfällt ihr. Kurz darauf sehen wir, wie sie sich geschmeidig erhebt und sich in den Schnee hinauswagt. Sie ist fast so weiß wie der Boden, auf den sie so leichtfüßig tritt; auch sie leuchtet. Ein paar Sekunden vergehen, während sie mit erhobener Schnauze in die Luft schnuppert, vielleicht das Lederhalsband mit dem Peilsender registriert, das wir ihr umgelegt haben, und dann, anstatt die neue Welt zu erforschen, rasch zum Käfig ihrer Tochter hinüberhuscht und sich danebenlegt.

Das weckt etwas in mir, ein warmes, brüchiges Gefühl, das ich inzwischen fürchte. Hier droht mir Gefahr.

»Wir sollten sie Ash nennen«, sagt Evan.

Die Dämmerung poliert die Welt von Grau zu Gold, und während die Sonne allmählich aufgeht, erwachen auch die anderen beiden Tiere aus ihrer Betäubung. Alle drei Wölfe haben ihre Käfige verlassen, betreten den halben Hektar glitzernden Wald, der jetzt ihrer ist. Für den Moment ist das aller Raum, den sie bekommen, und er reicht nicht, ich würde mir wünschen, dass es gar keine Zäune gäbe.

Ich wende mich zurück zum Laster und sage: »Keine Namen. Sie ist Nummer Sechs.«

Vom großen Ganzen her betrachtet war dieser Wald vor gar nicht langer Zeit weder klein noch karg, sondern stark und berstend vor Leben. Voll üppiger Ebereschen, Espen, Birken, Wacholderbüsche und Eichen erstreckte er sich über das weite Land, färbte die heute kahlen Berge Schottlands, bot allen erdenklichen ungezähmten Geschöpfen Nahrung und Schutz.

Und inmitten dieser Wurzeln, Stämme und Blätterdächer streiften Wölfe umher.

Heute betreten wieder Wölfe diesen Boden, der ihresgleichen seit mehreren hundert Jahren nicht gesehen hat. Ob sich wohl etwas in ihrem Körper an dieses Land erinnert, so wie das Land sich an sie? Es kennt sie gut; es hat darauf gewartet, dass sie es aus seinem langen Schlummer wecken.

Den ganzen Tag bringen wir damit zu, die verbliebenen Wölfe in ihre jeweiligen Gehege zu tragen, und als es Abend wird, kehren wir in unser Projektquartier zurück, ein kleines Steinhaus am Waldrand. Die anderen trinken in der winzigen Küche Sekt, um zu feiern, dass wir alle vierzehn Grauwölfe in ihre Akklimatisierungsgehege entlassen haben. Aber frei sind sie längst noch nicht, unsere Wölfe, das Experiment hat gerade erst begonnen. Ich setze mich abseits, wo die Bildschirme stehen, sehe mir die Übertragung der in den Gehegen installierten Kameras an und überlege, was die Wölfe wohl von ihrem neuen Zuhause halten. Einem Wald,

der dem in British Columbia, aus dem sie kommen, durchaus ähnelt, auch wenn es sich um Laub- und Mischwald und keinen borealen Nadelwald handelt. Auch ich komme aus diesem Wald und weiß, dass alles anders riechen, klingen und aussehen, sich anders anfühlen wird. Wenn ich aber eines über Wölfe weiß, dann, wie anpassungsfähig sie sind. Jetzt halte ich den Atem an, als Nummer Neun auf die zierliche Nummer Sechs und ihre Tochter zugeht. Die Fähen haben ganz hinten im Gehege eine Schneise in den Schnee geschlagen, dort kauern sie jetzt und beobachten argwöhnisch, wie Neun näher kommt. Er ragt vor ihnen auf, grau und weiß und schwarz, einen prachtvolleren Wolf habe ich selten gesehen. Zum Zeichen seiner Dominanz legt er Sechs den Kopf auf den Nacken, und ich spüre in köstlicher Deutlichkeit, wie seine Schnauze sich an meinen Nacken drückt. Sein weiches Fell kitzelt meine Haut, sein heißer Atem verursacht mir Gänsehaut. Nummer Sechs jault leise, bleibt aber geduckt, zeigt ihre Unterwerfung. Ich rühre mich nicht; nur eine Spur von Widerstand, und dieses Maul wird sich um meine Kehle schließen. Er beißt sie leicht ins Ohr, und auch in mein Ohrläppchen graben sich Zähne, ich schließe erschrocken die Augen. Im Dunkeln vergeht der Schmerz so rasch, wie er zugeschlagen hat. Ich kehre zu mir selbst zurück. Und als ich wieder hinsehe, beachtet Neun die Weibchen schon gar nicht mehr, trottet über die ganze Länge am Zaun entlang. Wenn ich weiter hinschaue, werde ich mit jedem seiner Schritte kalten Schnee an den bloßen Füßen spüren, aber das tue ich nicht, ich bin ohnehin schon zu nah dran, meine Grenzen haben sich selbst vergessen. Und so

blicke ich stattdessen zur dunklen Decke des Häuschens hinauf, erlaube meinem Puls, wieder langsamer zu schlagen.

Ich bin anders als die meisten. Ich gehe auf eine ganz andere Art durchs Leben, mit einem ganz eigenen Verständnis von Berührungen. Das war mir schon klar, bevor ich wusste, wie es heißt. Um es zu erklären, bezeichnet man es als neurologische Störung. Mirror-Touch-Synästhesie. Mein Gehirn spürt die sinnlichen Eindrücke anderer Lebewesen, aller Menschen und sogar mancher Tiere; was ich sehe, spüre ich auch, und für einen kurzen Augenblick werde ich dann zu ihnen, wir werden eins, und ihr Schmerz, ihr Genuss ist auch der meine. Das kann wie Zauberei wirken, und dafür hielt ich es auch lange, aber in Wahrheit ist es gar nicht so weit davon entfernt, wie sich andere Gehirne verhalten: Sieht man, dass jemand Schmerz empfindet, reagiert man körperlich darauf, indem man sich verkrampft, zurückschreckt oder zusammenzuckt. Wir alle sind fähig zur Empathie. Früher einmal freute ich mich daran, zu empfinden, was andere empfanden. Heute erschöpft mich dieser stete Strom sinnlicher Informationen. Heute würde ich alles darum geben, davon befreit zu sein.

Dieses Projekt wird scheitern, wenn ich es nicht schaffe, Distanz zwischen mich und die Wölfe zu legen. Ich darf mich nicht in ihnen verlieren, sonst überlebe ich das nicht. Für Wölfe ist die Welt ein gefährlicher Ort. Die meisten von ihnen werden bald schon tot sein.

